

Wie geht es weiter mit dem „Bunten Leben“?

Wassily Kandinskys bedeutendes Gemälde von 1907 hängt im Münchner Lenbachhaus. Erben der einstigen jüdischen Eigentümer fordern die Restitution oder achtzig Millionen Euro Entschädigung.

Wassily Kandinskys „Gemälde mit Häusern“ von 1909 wird an die Erben der einstigen jüdischen Eigentümer nicht restituiert und soll im Amsterdamer Stedelijk Museum bleiben. Das gab jetzt die in den Niederlanden für Raubkunst zuständige „Restitutiecommissie“ bekannt. Ihre Entscheidungen sind bindend, was sie von der deutschen „Limbach-Kommission“ unterscheidet, die lediglich Empfehlungen ausspricht. Leicht haben die Niederländer es sich mit dem komplizierten Fall wohl kaum gemacht, ganze fünf Jahre ließ ihr Schiedsgutachten auf sich warten. Lassen sich daraus nun Rückschlüsse auf einen eng verwandten Fall in Deutschland ziehen?

Da geht es ebenfalls um ein Werk Kandinskys: „Das bunte Leben“, gemalt 1907, hängt seit 1973 als Leihgabe der Bayerischen Landesbank in Münchens Städtischer Galerie im Lenbachhaus und gilt als ein Schlüsselwerk des Künstlers. Beide Kandinsky-Bilder erwarb einst der Amsterdamer Nähmaschinenfabrikant Emanuel Albert Lewenstein für seine Sammlung. Er starb 1930. Seine Witwe und Erbin Hedwig gab das „Bunte Leben“ zur Aufbewahrung ins Stedelijk Museum. Nach ihrem Tod 1937 ging ihr Eigentum an ihre Kinder Robert und Wilhelmine.

Im Oktober 1940 kommen beide Bilder bei Frederik Muller & Co, einem der damals bekanntesten Amsterdamer Auktionshäuser, unter den Hammer. Der Katalog listete Teile der berühmten Goudstikker-Sammlung, die sich die Nationalsozialisten bald nach der im Mai 1940 erfolgten Besetzung der Niederlande angeeignet hatten. Eine zweite Auktions-Partie am Folgetag enthält Werke „aus verschiedenen Sammlungen und Nachlässen“. Daraus erwirbt für 176 Gulden der damalige Direktor des Stedelijk Museums das „Gemälde mit Häusern“. „Das bunte Leben“ erwirbt für 275 Gulden – Emanuel Lewenstein hatte schon 1927 mit 900 Gulden mehr als das Dreifache bezahlt – jemand namens C. van Pampus. Nicht sicher scheint bislang, ob er im Auftrag des niederländischen Sammlers Salomon Slijper steigerte, der als Jude nicht selbst auftreten konnte, oder diesem das Gemälde nach der Auktion veräußerte. Aus Slijpers Nachlass erwarb es 1972 die Bayerische Landesbank.

Vor drei Jahren forderten die Lewenstein-Erben auch das „Bunte Leben“ zurück oder achtzig Millionen Euro Entschädigung; ein Wert, der sehr hoch angesetzt scheint. Wie im Fall von „Gemälde mit Häusern“ vertritt James Palmer von der kanadischen Kunstdetektei „Mondex“ auch hier die Interessen der Erben. Palmer erhob für die Erben im vergangenen Jahr Klage vor einem New Yorker Gericht; derzeit ruht jedoch das Verfahren.



Die Entscheidung über eine Rückgabe steht weiterhin aus: Kandinskys 130 mal 162,5 Zentimeter großes Gemälde „Das bunte Leben“ von 1907

Foto Artothek

Nachdem beide Seiten ihr Einverständnis erklärten, den Fall vor die Limbach-Kommission zu bringen, erwarte die Bayerische Landesbank nun, so ihr Sprecher, dass die Anspruchsteller aktiv werden; vielleicht sei das erst einmal die Entscheidung der Niederländer abgewartet worden. Im Fall des „Bunten Lebens“ stünde auch die Limbach-Kommission vor den entscheidenden Fragen: Wem gehörte das Bild zum Zeitpunkt der Versteigerung? Und wer lieferte es unter welchen Umständen zur Auktion ein? Mit anderen Worten: Handelt es sich um Raubkunst, um einen erzwungenen oder aber einen freiwilligen Verkauf?

Zum Zeitpunkt der Auktion hatten die Lewenstein'schen Erben die Niederlande bereits verlassen: Tochter Wilhelmine wanderte 1938 mit ihrem Mann nach Mocambique aus. Nach Auffassung der „Restitutiecommissie“ hat sie zuvor ihrem Bruder Robert in Verrechnung mit Schulden, die sie bei der Mutter hatte, ihren Erbteil an noch vorhandenen beweglichen Gütern aus deren Hausstand überlassen. Robert hatte seine deutsche jüdische

Frau Irma Klein, die auf der Flucht vor den Nazis nach Amsterdam gekommen war, verlassen. Er gab 1939 auch seinen Direktorenposten in der Nähmaschinenfirma auf und ging mit seiner neuen Gefährtin, Shirley Goodman, nach Südrfrankreich. Im Jahr 1940 gelang dem Paar die Flucht nach Amerika. Zwei Nachkommen der beiden zählen zu den Antragstellern.

„Das bunte Leben“ wurde wenige Wochen vor der Auktion 1940 vom Stedelijk Museum einem Boten der Kunsthandlung Querido ausgehändigt. Wer hatte die Abholung beauftragt? War es Irma Klein, ein anderes Familienmitglied, oder ein Kunstjäger der deutschen Besatzer? Das niederländische Komitee interpretiert Akten dahingehend, dass Irma, die in Amsterdam geblieben war, die tatsächliche Verfügungsgewalt über noch vorhandenen Besitz hatte und 1940 aus freien Stücken Kunst in die Auktion gab. Ob dies, wie vermutet, in Übereinstimmung mit ihrem noch nicht geschiedenen Mann geschah, ist wegen bereits vor der Okkupation akuter finanzieller Engpässe der beiden denkbar, belegt ist es nicht. Ebenso

gut möglich ist, dass Irma eigenmächtig handelte aus schierer Not in der besetzten Stadt und deshalb auch Dumpingpreise in Kauf nahm. Dafür könnte sprechen, dass eine Tante von Wilhelmine und Robert Lewenstein 1948 beim Stedelijk Museum im Auftrag der Nichte nach dem Verbleib des „Bunten Lebens“ in einem Brief fragt, der so die Restitutiecommissie, „nicht leicht zu erklären“ sei: allerdings auch nicht ihren Untersuchungsgegenstand, das „Gemälde mit Häusern“, betreffe.

Irma Klein überstand die deutsche Okkupation in Amsterdam. Nach dem Krieg hatte sie einen jüdischen Waisenjungen in Pflege. Dessen spätere Partnerin ist als Irmas Erbin die dritte Anspruchstellerin – und nach Auffassung der niederländischen Kommission im Fall des „Gemälde mit Häusern“ die einzig berechtigte: Dies ergebe ihre Auslegung von Dokumenten zur Scheidung von Irma und Robert. Bei ihrer Interessenabwägung stellt die Kommission zu Lasten dieser dritten Anspruchstellerin überraschend unjuristisch fest, dass sie keine emotionale oder andere tiefe Bindung zu dem Werk darge-

legt habe. Ferner gebe es weder Anhaltspunkte für Raub oder Beschlagnahme des Bilds noch für dessen bösgläubigen Erwerb bei der Auktion 1940. Zudem habe Irma Klein nach 1945 vom Stedelijk Museum um die Rückgabe verlangt, obwohl sie in gutem Kontakt zum Haus stand, ihm auch verschiedene Leihgaben machte.

An Sorgfalt mangelt es der ausführlichen Entscheidungsgründung nicht. Doch muss die niederländische Kommission mangels letzter Beweise immer wieder auf wahrscheinlichste Szenarien zurückgreifen. Vor demselben Problem würde die Limbach-Kommission stehen, wenn es um das „Bunte Leben“ geht. Wengleich die Fälle viele Parallelen aufweisen, wird man insbesondere diverse Umstände rund um die Auktion von 1940 erneut unter die Lupe nehmen müssen – und besagen Brief der Tante. Wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete, habe James Palmer von „Mondex“ die Begründung der niederländischen Kommission zu „Gemälde mit Häusern“, „parteiisch“ genannt und überlebe, den Entscheid vor einem niederländischen Gericht anzufechten. BRITA SACHS

Es geht hier nicht um Tanz

Disney weiß, was die Gegenwart will: „Der Nussknacker und die vier Reiche“ im Kino

Lasse Hellström und Joe Johnston haben in gemeinsamer Regie den Film „Der Nussknacker und die vier Reiche“ gedreht, der die Nussknacker-Geschichte mit Wendungen erzählt, die ihnen vielleicht zur Ehre gereichen; so in dem Sinne: Disney kann komplexe Drehbücher verfilmen. Einem Publikum, das den „Nussknacker“ als Titel kennt, verspricht der Zusatz neue, womöglich spannende Variationen eines klassischen Weihnachtsmärchens. Es ist die richtige Jahreszeit, alle essen schon die Lebkuchen, aus denen die Soldaten in der Geschichte gemacht sind. Stars spielen mit, zu ihnen später.

Vor allem aber ist der Film ein visuelles Schauspiel, nicht nur wegen der schönen Gesichter, sondern wegen der anspruchsvollen und farbigen, voller Liebe zum Detail ausgeschmückten Phantasiewelt. Der Film beginnt in einer biedermeyerhaften englischen Wirklichkeit, und als müsste er alle Betrachter, die den „Nussknacker“ als Ballett kennen und lieben, den Anti-Disney-Wind aus den Segeln nehmen und sie gleich in den ersten Minuten verzaubern, beginnt alles mit einem atemberaubenden Kamera-Tiefzug über ein weihnachtliches London des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist Abend, Sterne und Laternen leuchten, Kutschen rollen über das Pflaster und bringen Eilige zu letzten Besorgungen oder nach Hause an den Kamin. Fast meint man, die eisige Luft zu spüren, als flöge man selbst mit der Kamera durch die Dunkelheit, fast scheinen die Bilder Schnee geruch und den Duft von Holzfeuern und gerösteten Maronen zu verbreiten. So, sagt der Film, „Nussknacker“ als Ballett kann Tänze, aber solche Bilder, das kann nur Film. Sehr klug gemacht ist das, sehr richtig und sehr schön.

Danach landen die Bilder auf der Erde und widmen sich den Schauspielern, ihren prächtigen Kostümen und den Dekorationen. Was Clara Stahlbaum an Heiligabend träumt, dass nämlich der Weihnachtsbaum bis zur Zimmerdecke wächst und aus dem hölzernen Nussknacker ein lebendiger Prinz wird, den sie vor dem Mäusekönig und seiner Bande rettet, ist hier alles etwas verwandelt. Clara trauert um ihre Mutter, die erst kürzlich verstorben ist, und bittet auf dem Fest Onkel Drosselmeyer, ihr beim Öffnen einer Spieluhr, die die Mutter ihr hinterlassen hat, zu helfen: Der Schlüssel fehlt. Auf der Suche nach ihm gerät sie in eine andere Welt, wo ihr der Nussknacker als Hauptmann Philipp zur Seite steht, sie der Mutter Ingwer, der Zuckerfee und den Herrschern des Schnee- und des

Blumenreiches begegnet und wo sie vor allem lernt, dass ihre Mutter Königin der vier Reiche war und sie, Clara, eine Prinzessin ist. Am Ende der turbulenten Abenteuer und Verwicklungen im Reich der Süßigkeiten und in der Soldaten produzierenden Fabrik der Zuckerfee kehrt Clara ohne ihren Freund zurück in die Wirklichkeit. Dort gibt es insofern ein Happy End, als sich Clara, die sich in ihrer Trauer um die Mutter vom Vater sehr zurückgezogen hatte, ihm nun wieder nähert.

Ein schönes Ende haben die Drehbuchautoren Ashleigh Powell und Simon Beaufoy für die Rahmenhandlung geschrieben, da mag man das Durcheinander in der Mitte des Films verzeihen. Die Mäuse sind zunächst böse, denn sie flitzen mit jenem Schlüssel, den Clara sucht, davon. Mutter

Ingwer ist eine narbengesichtige böse Alte, die im verschneiten Wald in ihrem heruntergekommenen Vergnügungspark thront und Horrorclowns befiehlt, Hauptmann Philipp zittert vor ihr, und die Zuckerfee warnt Clara ängstlich. Dann aber stellt sich heraus, dass die Zuckerfee im Reich der Süßigkeiten durchgedreht ist und alle Zinnsoldaten befehlen will, um die Herrschaft an sich zu reißen. Mutter Ingwer ist in Wahrheit gut, wie die Mäuse auch.

Aha. Hier hat offenbar das Drehbuchschreiben für einen hundertminütigen Film Wendungen und Abwandlungen um ihrer selbst willen produziert, bloß des Tempus halber und damit keine Langeweile aufkommt. Aus demselben Grund ist auch der Tanz – könnte ja langatmig sein – auf ein mit schnellen Schnitten und rasch wechselnden Einstellungen gezeigtes Minimum reduziert.

Der selbstbewusst mit den Mitteln der Kamera, der digitalen Möglichkeiten und des Schnitts arbeitende Film demonstriert, wie auch andere berühmte Fantasy-Filme im Moment, dass die Story letztlich krude sein kann; solange es genügend Wendungen gibt, müssen diese nicht einer Handlungslogik folgen. Der eigentliche Punkt, den der Film macht, ist ein ganz anderer, und hier kommen wir zu den Schauspielern. Onkel Drosselmeyer wird von Morgan Freeman gespielt und ist damit der erste afroamerikanische Darsteller dieser Rolle. Auf die Rolle des Nussknackers trifft dasselbe zu, Jayden Fowora-Knightley spielt ihn hinreißend, aber mehr Ironie, als er in seine Blicke legt, lässt die politisch korrekte Regie nirgends zu. Den zwei farbigen Hauptdarstellern steht die leider viel zu wenig auftretende Ballerina Misty Copeland zur Seite,

die afroamerikanische Ballerina ist die erste farbige Erste Solistin des New Yorker „American Ballet Theatre“.

Auch aus feministischer Sicht ist dem Film gar nichts vorzuwerfen, im Gegenteil: Drosselmeyer ist ein Forscher, nicht so ein zwielichtiger Typ wie im Original, und Clara beherrscht nicht nur die Gesetze der Physik fabelhaft, es ist ja auch ihr Reich, in das sie mit dem Nussknacker geht, und nicht etwa seines wie im Original. Alles gut also, *gender*- und *race*-technisch. Helen Mirren als Mutter Ingwer hält die *Age-Fahne* hoch, zusammen mit dem multipel punktuierenden Morgan Freeman. Nur Keira Knightley ist vor lauter lila Zuckerwatte kaum zu erkennen.

Dass das Ballett lediglich als Zitat vorkommt und Tschaikowskys Musik in einem Gesamt-Soundtrack zu sehr eingeschmolzen wird, dazu passt, dass die beiden Tänzer – neben Misty Copeland ist das Sergej Polunin – außerhalb der Tanzwelt nicht zuerst durch ihre außerordentlichen Fähigkeiten berühmt wurden, sondern durch außer-tänzerische Eigenschaften. Copeland hat mit ihrer Hautfarbe ein Alleinstellungsmerkmal ganz oben in der Balletthierarchie, während der aufsässige und tätowierte Polunin Legende ist, seit er 2012 in Londons „Royal Ballet“ eine fassungslose Tänzerin im Ballettsaal bei einer Probe stehen ließ und verschwand.

Im Grunde ist dieser Umgang mit dem kulturellen Erbe Tschaikowskys, Marius Petipas und Lew Iwanows auf eine von ökonomischen Gesichtspunkten bestimmte Weise kreativ, womit, zugegeben, das Ergebnis mehr über die Gegenwart aussagen dürfte als jede Ballettinzenzierung des „Nussknackers“ in diesem Winter. WIEBKE HÜSTER

Einmal Berlin

Zum Tod der engagierten Publizistin Sabine Brandt

Das Land, über dessen Literatur Sabine Brandt vor mehr als einem halben Jahrhundert in dieser Zeitung zu schreiben begann, existiert nicht mehr. Aber obwohl sie nie Bürgerin dieses Landes war, hat die DDR das Leben der 1927 geborenen Schriftstellerin, Journalistin und Literaturkritikerin nachhaltig geprägt. Nach dem Studium der Germanistik, Philosophie und Anglistik an der heutigen Humboldt-Universität begann Sabine Brandt Anfang der fünfziger Jahre für die „Berliner Zeitung“ zu schreiben, ohne im Ostteil der Stadt zu wohnen. Vom Westen aus verfolgte sie die Entwicklung in der jungen DDR und begleitete sie von Anfang an kritisch, was die zunehmend bedrohlicher werdende Aufmerksamkeit der Stasi zur Folge hatte. Weil deren Schergen damals auch in West-Berlin mit großer Brutalität vorgingen – was heute nahezu vergessen ist –, entschloss sich Sabine Brandt 1958 zusammen mit ihrem Mann Jürgen Rühle und dem gemeinsamen Sohn zur Übersiedlung nach Köln – auf dem Luftweg, um einer Festnahme an der deutsch-deutschen Grenze zu entgehen.

In Köln trat sie dem „Kongress für kulturelle Freiheit“ bei und nahm an der Gründungsversammlung der deutschen Sektion von Amnesty International teil, bevor sie 1973 zur Deutschen Welle ging. In den frühen sechziger Jahren lernte sie Publizisten wie Manes Sperber, Heinrich Böll und François Bondy kennen. Gemeinsam setzte man sich auf vielfältige Weise für politische Gefangene und die Freiheit von Geist und Wort ein. Auch die Zusammenarbeit mit Marcel Reich-Ranicki nahm hier ihren Anfang.

Berlin und die DDR blieben auf gewisse Weise Fixpunkte ihres Lebens. Ihrem 1991 erschienenen Roman, in dem sie die Lebensgeschichte ihrer Mutter verarbeitete, gab sie den Titel „Einmal Berlin, einfach“, blieb aber auch nach der Wiedervereinigung ihrer Wahlheimat Köln treu. Unter dem Titel „Vom Schwarzmarkt nach St. Nikolai – Erich Loest und seine Romane“ behandelte sie noch einmal die Geschichte des Staates, der auch sie verfolgt hatte. Ihrer 1964 in dieser Zeitung erschienenen Besprechung von Erik Neutschs Roman „Spur der Steine“ sollten Hunderte von Rezensionen folgen, in denen Sabine Brandt sich stets als politisch denkende, jeglichen Machtmissbrauch und die Gängelung der Bürger geißelnde Publizistin erwies. Über Jahrzehnte hinweg blieb sie dem Literaturblatt dieser Zeitung verbunden, von dessen Redakteuren sie erwartete, was sie selbst nie schuldig blieb: Wachheit, Genauigkeit, Engagement, Hingabe an die Sache des Wortes und der Freiheit. Am Samstag ist Sabine Brandt im Alter von 91 Jahren gestorben. HUBERT SPIEGEL

Jaroslav Rudiš

Deutsch-tschechischer Pressepreis

Für seinen in dieser Zeitung erschienenen Beitrag „Damals im Kartoffelkrieg“ hat Jaroslav Rudiš den Deutsch-tschechischen Journalistenpreis erhalten. Der im „Böhmischen Paradies“ geborene Schriftsteller, Musiker und Drehbuchautor, der auch in Berlin lebt, verweilt darin den Bayerischen Erbfolgekrieg zwischen Preußen und Österreich mit seiner eigenen Familiengeschichte. „Es ist bemerkenswert und verdient eine Auszeichnung, wenn jemand im besten Sinne des Wortes informieren und zugleich unterhalten kann“, sagte Jurymitglied Adam Cerny bei der Preisverleihung. Der vom Deutsch-tschechischen Zukunftsfonds in mehreren Kategorien verliehene Preis ist mit je 2000 Euro dotiert. Gewinner in den Kategorien Audio und Multimedia waren die WDR-Serie „1968 in der DDR“ und der Dokumentarfilm „Schatten über Liebau“ des tschechischen Senders TV Noe. Der nach der Journalistin und Kafka-Vertrauten Milena Jesenská benannte Sonderpreis geht an die ARD-Dokumentation „Todeszug in die Freiheit“ über einen KZ-Transport in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Einen Ehrenpreis erhielt der langjährige Tschechien-Korrespondent Hans-Jörg Schmidt. F.A.Z.

Warnende Winke

NDR-Sachbuchpreis vergeben

Der diesjährige NDR-Sachbuchpreis geht an die zwei in Harvard unterrichtenden amerikanischen Politologen Steven Levitsky und Daniel Ziblatt für ihre in der Deutschen Verlagsanstalt erschienene Studie „Wie Demokratien sterben“ (F.A.Z. vom 11. September). Der in fünfzehn Sprachen übersetzte „New York Times“-Bestseller, der sich anhand einer Reihe von Beispielen mit der schrittweisen Aushöhlung demokratischer Spielregeln und Normen auseinandersetzt, wurde von der Jury als packend, mitreißend und überaus aktuell angesehen: Er rufe zur Wachsamkeit auf. Übergeben wird der mit 15 000 Euro dotierte Preis am 21. November auf Schloss Herrenhausen in Hannover im Beisein von Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble. F.A.Z.



Spiegelblicke: Die Zuckerfee (Keira Knightley) und Clara (Mackenzie Foy)

Foto AP